

(Nachdruck verboten.)

Esther Waters.

Roman von George Moore.

V.

Es war heißes Sommerwetter; das Gras auf den Hügeln war wie gedörrt, und nach jedem Galopp strich der „Alte“ mit seinen Fingern über die feinen Beine seines Pferdes, um zu sehen, ob sie nicht etwa durch die Hitze angeschwollen wären.

William kam jeden Tag ins Haus, um Neuigkeiten zu hören. Er hatte fünf Schilling gewettet; er konnte fünf Pfund zehn gewinnen; für ihn ein kleines Vermögen, und bevor er in das Büffettzimmer hineinging, blieb er oft bei Esther stehen und fragte sie, ob es etwas Neues gäbe.

Sie sagte ihm, Silberschwanz sei, soviel sie wußte, in bester Form, und fuhr fort, einen kleinen Teppich, den sie in der Hand hielt, auszuklopfen.

„So kriegen Sie den Staub aus dem Teppich nie heraus,“ sagte er. „Geben Sie ihn mir.“

Sie zögerte einen Augenblick, dann ließ sie ihn gewähren, und er schlug ihn mit aller Gewalt ein paarmal gegen die Ziegelmauer.

„So!“ sagte er, als er ihn ihr zurückgab, „so mach' ich die Geschichte, und jetzt werden Sie wohl keinen Staub mehr drin finden.“

„Danke schön. — Sarah ist übrigens vor anderthalb Stunden hier vorbeigegangen.“

„Ah! Dann ist sie gewiß nach dem Volksgarten. Sie sind wohl noch nie im Volksgarten gewesen, was? Da ist ein Tanzsaal, ein Theater, eine Zauberbühne und alles mögliche Schöne; aber Sie sind natürlich zu fromm dazu; Sie möchten wohl nicht dort hingehen?“

„Was soll ich machen? Ich bin nun mal so erzogen worden!“

„So? Also wollen Sie doch kommen?“

„Ich glaube nicht, daß es mir dort gefallen würde; aber vielleicht ist es dort auch nicht schlimmer als anderswo. Seit ich hier im Hause bin, habe ich so vieles gehört — daß wirklich —“

„Daß wirklich — was?“

„Daß es mir manchmal wirklich ganz unnütz vorkommt, die Dinge so genau zu nehmen.“

„Na, natürlich, das ist auch Blödsinn! Also wollen Sie nächsten Sonntag kommen?“

„Nein, am Sonntag ganz gewiß nicht.“

Nun erzählte ihr William, daß der „Alte“ ihn als Diener engagiert hätte. Sonnabend sollte seine Livree fertig sein und Montag in acht Tagen sollte er die Stelle antreten; dabei fiel den beiden ein, wie sie sich dann jeden Tag sehen würden. William sprach noch einmal von dem Kummer, den es seiner Mutter machen werde, wenn er sich auf den Boden neben den Kutscher schwinde, um mit den Herrschaften auszufahren!

„Sie hatte immer so ihre Idee, daß ich zu gut sei zum Diener; aber ich finde, man muß das thun, wofür man am meisten bezahlt bekommt. Natürlich wäre ich gern ein Fockey geworden, und reiten konnte ich ganz famos. Eine Zeitlang fand der „Alte“, daß ich besser ritt als „Ginger“, aber wenn man mal kein Glück haben soll! — Als ich fünfzehn Jahre alt war, begann ich plötzlich zu wachsen und wuchs nun in einem fort; ja, wenn ich so klein geblieben wäre wie der „Kleine Teufel!“

Esther sah ihn an und wußte nicht, ob er im Ernst oder Scherz spräche. Wie konnte er seine prachtvolle hohe Gestalt und seine mächtigen Schulktern nur fortwünschen?

Ein paar Tage später suchte er sie zu überreden, eines der Schillinglose eines Wettbureaus zu nehmen, die er unter der Dienerschaft zu vertreiben suchte. Sie gab vor, zu arm dazu zu sein; vor Ende August würde sie keinen Lohn zu sehen bekommen. William aber bot ihr an, ihr den Schilling zu leihen, und er drückte ihr den Hut, in welchem die Zettelchen lagen und auf welchen die Namen der Pferde geschrieben waren, mit so liebenswürdiger Aufdringlichkeit in die Hand,

daß sie das Gefühl hatte, ihm seinen Wunsch nicht abschlagen zu dürfen; und bevor sie noch Zeit zu weiterer Ueberlegung gewann, hatte schon ihre Hand eine Nummer aus dem Hut herausgezogen.

Mrs. Latch wandte sich um.

„Wollt Ihr wohl in meiner Küche nicht wetten und spielen? Warum kannst Du das unschuldige Mädchen nicht zufrieden lassen, William?“

„Sei doch bloß nicht immer so eifrig, Mutter, das ist kein Wetten, das ist eine Lotterie.“

„Das ist ganz dasselbe,“ murmelte Mrs. Latch. „So fängt's immer an, und dann wird es immer schlimmer. Ich habe noch nie etwas Gutes daraus werden sehen; aber Unglück genug habe ich daraus entstehen sehen, das weiß der Himmel!“

Margarete und Sarah blieben mit offenem Munde stehen und starrten sie verblüfft an, die Nummer, die sie gezogen hatten, in den Händen. Esther hatte ihren Zettel noch nicht geöffnet. Sie sah Mrs. Latch an und bedauerte schon, daß sie das Los genommen hatte; sie fürchtete von Sarah oder der Grover, die eben hereingekommen waren, ausgelacht zu werden, weil sie den Namen nicht lesen konnte, der auf dem Zettel stand. William sah ihre Verlegenheit und nahm ihr das Papier aus der Hand.

„Silberschwanz! — Donnerwetter, die hat das Richtige!“

In diesem Augenblick hörte man den Klang von Pferdehufen in dem Hofe, und die Mädchen eilten alle zum Fenster hin.

William beugte sich über sie herüber und winkte mit seiner knochigen Hand dem „Kleinen Teufel“ zu, der auf dem Silberschwanz vorüberritt.

„Der gewinnt!“ schrie William.

„Das glaub' ich auch,“ sagte Mr. Leopold. „Der Regen ist sehr nützlich gewesen. Vor einer Woche war Silberschwanz nicht ganz so auf dem Posten wie jetzt. Wir brauchen noch mehr Regen! Am besten wär's, es regnete eine ganze Woche oder noch mehr hintereinander.“

Es sah fast aus, als sollte Mr. Leopolds Wunsch erfüllt werden. Der Himmel schien das Schicksal dieses Rennstalles zu begünstigen. Am Morgen war es stets schön, und Silberschwanz trabte seine tägliche Meile und wurde immer kräftiger und fester. Nachmittags und in der Nacht regnete es, und während dieser Regenschauer wurde die Stimmung in Woodview immer heiterer und vergnügter, alle Gesichter, mit Ausnahme Mrs. Barfields und Mrs. Latchs, strahlten bereits im Vorgefühl des kommenden Sieges, und fragende Blicke fielen von der Seite auf den kleinen Haushofmeister. Er bildete bald das einzige Thema der Unterhaltung; die andren hatten beinahe das Gefühl, als hielte er die Fäden ihres Geschicks in seinem geheimnisvollen Büffett verborgen.

Namentlich Peggy fürchtete sich vor ihm, und im Vertrauen sagte die junge Dame eines Tages zum zweiten Hausmädchen:

„Ich liebe es, Dinge zu erfahren, um darüber reden zu können. Er liebt es, Dinge zu wissen, um seinen Mund halten zu können.“

Peggy war Miß Margarete Barfield, eine Cousine der Familie; die Tochter eines reichen Brauers.

„Wenn er einem des Morgens Briefe bringt,“ sagte sie, „so sieht er dabei aus, als ob er genau wüßte, von wem sie kommen. Ein unangenehmer kleiner Kerl! Ich könnte jedesmal wütend werden, wenn er ins Zimmer kommt.“

„Er kann das weibliche Geschlecht nicht leiden, Fräulein,“ sagte das Mädchen. „Er läßt uns nie in sein Zimmer hineinkommen. Nur William darf hinkommen und mit ihm über die Rennen sprechen.“

„Ja, William! Das ist was andres! Er hätte übrigens nicht Diener werden sollen! Seine Familie stand früher ebenso hoch wie die Familie Barfield!“

„Ja, das hab' ich auch gehört, Fräulein. Aber es giebt in der Welt so viel Rauf und Runter, daß man kaum mehr weiß, wer gerade oben und wer unten ist. Aber den William haben wir alle gern, und den kleinen Kerl mitsamt seinem Büffettzimmer können wir alle nicht leiden. Mrs. Latch nennt ihn den bösen Geist des Hauses!“

In der That war der Haushofmeister ein Geheimthuer, der sich seiner Frau schämte und sie so verdeckt als möglich hielt. Seine Frau war ein blaßes, trübseliges Geschöpf, ebenso groß, wie er klein war, hatte noch etwas von der Grazie der früheren Kammerjungfer übrig behalten und war entweder von Hause aus oder durch das strenge Regiment ihres Mannes so verschüchtert worden, daß, wenn man sie im Felde traf, sie sich scheu gegen eine Hecke drückte, um nicht gesehen zu werden; und ebenso machte sie's im Büffettzimmer, wo sie sich fast hinter der Thür verkroch, wenn einer von der Familie anklopfte und heißes Wasser bestellte oder einen Brief für die Post brachte. Ihr Mann war von Natur aus zum Junggesellen bestimmt; er schämte sich instinktiv seiner Familie, und wenn die müde, blaße Frau, die magere, scheue Tochter oder der dicke, dumme Sohn bei ihm waren und er von außen Schritte hörte, die sich seiner Thür näherten — so schoß er plötzlich einer Wespe gleich aus seinem Zimmer hervor, als wollte er nicht gestört werden und fragte, was man wünschte; wenn es „Ginger“ war, sagte Mr. Leopold: „Wünschen Sie etwas von mir, Herr Arthur?“

„Nein, danke, nichts, ich glaube nur — —“

Und „Ginger“ machte eine Ausrede aufs Geratewohl und ging irgendwo anders hin, um seine Pfeife zu rauchen. Jeden Tag ging Mr. Leopold kurz vor zwölf Uhr aus, einen kleinen Spaziergang machen. Man konnte ihn jeden Tag um diese Zeit, wenn es schon war, auf dem Wege nach oder von Shoreham treffen; seit dreißig Jahren machte er täglich diesen selben kleinen Spaziergang. Seit dreißig Jahren war er täglich einige Minuten vor zwölf fortgegangen und kehrte rechtzeitig zurück, um den Tisch für das Lunch zu decken, welches um halb zwei Uhr eingenommen wurde. Die Stunde von zwölf bis eins verbrachte er in dem kleinen Häuschen, in dem seine Frau und Kinder wohnten, oder in dem „Roten Löwen“, wo er ein Glas Bier trank und mit Watkins, dem Buchmacher, plauderte.

„Da geht er schon wieder nach dem „Roten Löwen“,“ sagte Mrs. Lath. „Die wollen alles aus ihm herausholen; er aber ist viel zu schlau für sie; das weiß er auch, und darum eben geht er hin; es macht ihm Spaß, zu sehen, mit welcher Bier die dort die Lügen herunter schlucken, die er ihnen aufischt. — Seit zwanzig Jahren lügt er ihnen alles mögliche über die Pferde vor, und doch glauben sie ihm noch immer, was er sagt. Es ist 'ne wahre Schande! Bloß die Lügen, die er dem armen Jackson über Blaubart erzählte, haben diesen armen Mann dazu verleitet, sein ganzes Hab und Gut auf dieses eine Pferd zu setzen!“

„Und gewann das Pferd nicht?“

„Gewann? . . . Der Herr hatte überhaupt nie die Absicht gehabt, es rennen zu lassen, und Jackson verlor alles, was er besaß, und noch viel mehr darüber; da ging er zum Fluß hinunter und ertränkte sich. Den hat John Mandal auf dem Gewissen; aber den plagt sein Gewissen nicht viel; wenn es das thäte, müßte er schon längst unter der Erde liegen. Lügen, Lügen, nichts als Lügen! Aber vielleicht thu' ich ihm unrecht, vielleicht müssen wir alle lügen; Dienstboten müssen ja lügen, wenn es im Interesse ihrer Herrschaft nötig ist; und um ein vertrauter Diener zu sein, muß man der Fürst aller Lügner werden!“

(Fortsetzung folgt.)

Neues Land.^{*)}

Die zweite norwegische Polar-Expedition, die vier lange Jahre, vom Juli 1898 bis zum August 1902 in den arktischen Regionen weilte, hat bei weitem nicht das gleiche Interesse in der ganzen Welt erregt, wie die erste, die Nansen von 1893—1896 in die Nähe des Nordpols geführt hatte. Dabei erinnert sie in mancher Beziehung an diese und fordert dadurch fast unmittelbar zum Vergleich heraus. Der Führer der zweiten Expedition war Sverdrup, ein alter Gefährte Nansens, der diesen bereits 1888 auf seiner Durchquerung Grönlands begleitet hatte, und der auf der ersten norwegischen Nordpol-Expedition Kapitän des Expeditionsschiffes „Fram“ und nach der Entfernung Nansens vom Schiff — beinahe drang Nansen, als das Schiff eine immer entschiedener westliche Richtung einschlug, mit nur einem Begleiter auf Sklitten nach Norden vor — Führer der gesamten Expedition gewesen war.

*) Kapitän O. Sverdrup: „Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten.“ Zwei Bände. Leipzig. F. A. Brodhaus. 1903.

Und ebenso wie der Führer ein erfahrener Kenner des Polarlebens war, hatte auch das Schiff der Expedition die arktische Kälte, die arktischen Stürme und die von den Eismassen drohenden Gefahren schon zur Genüge kennen gelernt und sich als tüchtig zur Ueberwindung derselben erwiesen; es war die „Fram“, die nach Nansens Angaben speciell zum Standhalten gegen Eispressungen gebaut war.

Der Zweck aller Polar-Expeditionen ist schon seit langem ein rein wissenschaftlicher. Soweit die Eisverhältnisse es zulassen, fahren auch Fangschiffe nach Norden, die der Jagd speciell auf Wale obliegen und den Walbestand der arktischen Meere ganz außerordentlich verringert haben. Als Handelsstraßen für den Weltverkehr dienen die nordischen Meere dagegen nicht. Früher glaubte man allerdings, einen kurzen Seeweg nach Ost-Indien, die sogenannte nordwestliche Durchfahrt, im Norden Amerikas auffinden und für den Handel benutzen zu können, der seine Waren dann nicht um die Südspitze Amerikas oder Afrikas zu senden brauchte; das englische Parlament setzte für diese Entdeckung einen Preis von 10 000 Pfund Sterling (gleich 200 000 M.) aus. Aber schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wußte man aus langer Erfahrung, daß die zu entdeckende Straße dem Handel keinen neuen Weg bahnen würde, war sie ja doch, wenn sie überhaupt existierte, während der weitaus größten Zeit des Jahres durch Eis für jeden Verkehr gesperrt. Um so mehr traten aber die wissenschaftlichen Zwecke, die Erforschung der geographischen und klimatischen Verhältnisse, in den Vordergrund, denen sich in den zwanziger und dreißiger Jahren als außerordentlich wichtiger Faktor die Erforschung der magnetischen Verhältnisse anschloß.

Zu den rein wissenschaftlichen Zwecken kam für viele Expeditionen noch der der Hilfeleistung für eine verschollene Expedition, die im Jahre 1845 von England unter Franklin und Crozier aufgebracht war. 1848 gingen drei Fahrzeuge auf die Suche nach Franklin, 1850 nicht weniger als 14, und auch, nachdem die englische Regierung im 1854 für tot erklärt hatte, wurden von Lady Franklin noch verschiedene Expeditionen ausgesandt, ihn zu suchen.

Durch die Franklin-Sucher war die Nordamerika vorgelagerte arktische Insektwelt nach ihren geographischen Verhältnissen vollständig erforscht worden; hierbei wurde auch die lange gesuchte Durchfahrt gefunden, von Mac Clure, 1850—1854, der von der Behringstraße aus an der Nordküste Amerikas entlang gefahren war. Die andern Expeditionen waren sämtlich vom Atlantischen Ocean aus nach Norden vorgedrungen, und dies blieb auch weiter bis auf wenige Ausnahmen der gewöhnliche Weg; im Sommer versuchte man, in der zu erforschenden Gegend so weit als möglich nach Norden vorzudringen, überwinterte dann, vom Eise eingeschlossen, und suchte im nächsten Sommer noch weiter nördlich zu kommen und mit dem Scheitern des Sommers zurückzukehren oder auch noch einmal zu überwintern. Nicht immer gelang dies Programm. Zuweilen waren die Eisverhältnisse so ungünstig, das nach Süden treibende Eis erwies sich als so mächtig, daß eine Expedition schon in geringer Breite zur Umkehr geübert war; zuweilen kam ein Schiff auch nach mehrmaliger Ueberwinterung nicht frei und mußte schließlich verlassen werden, z. B. der „Investigator“, Mac Clures Schiff; zuweilen wurde ein Schiff auch durch die gewaltigen Eispressungen zerdrückt und vernichtet, wie die „Hansa“ von der deutschen Polar-Expedition im Jahre 1869, deren Besatzung neun Monate lang auf einer Eisscholle nach Süden trieb.

Nach demselben Plane war auch die Expedition Sverdrups angelegt, während Nansens frühere Reise einen grundsätzlich andern Plan verfolgte. Nansen hegte die Vermutung, daß die nach Süden treibenden Eismassen von der andern Seite des Pols herüber kämen, daß also nördlich von der Behringstraße zwischen Asien und Amerika das Eis nach Norden getrieben werde; ginge man also dort in das Eis hinein und lasse das Schiff festfrieren, so würde es mit dem Eise selbst nach Norden über den Pol weg getrieben werden, dann südlich nach Spitzbergen oder Grönland zu treiben und in niedrigeren Breiten wieder vom Eise frei kommen, vorausgesetzt, daß es stark genug sei, den Pressungen des Eises, die es auszuhalten habe, Widerstand zu leisten.

Durch Nansens „Fram“-Fahrt ist diese vermutete Strömung als thatsächlich vorhanden festgestellt worden, und außerdem noch eine nicht vermutete Tiefsee im Norden Asiens nach dem Pole zu.

Sverdrups Reiseplan schloß sich wieder den früheren Methoden an, dem Eise entgegen nach Norden zu dringen. Im August 1896 war die „Fram“ unter Sverdrup nach Norwegen zurückgekehrt, und schon im September desselben Jahres wurde die neue Reise beschloffen, die von drei Privatleuten, dem Konsul Axel Heiberg und den Brauereibesitzern Gebrüder Ringnes ausgerüstet wurde, die Regierung stellte nur das Schiff der ersten Expedition, die „Fram“, zur Verfügung. Der Plan der Reise war in Sverdrup nicht, wie seiner Zeit bei Nansen, der ihn zehn Jahre in sich reifen ließ, zur Erforschung und Aufhellung eines wichtigen geographischen Problems entstanden, sondern eigentlich mehr zufällig; die Herren Heiberg und Ringnes saßen bei der Rückkehr Nansens und vielleicht unter dem Einfluß der begeisterten Aufnahme, die er in Norwegen fand, den Entschluß, aus ihren Mitteln eine neue wissenschaftliche Polar-Expedition auszurüsten, wegen deren sie sich zunächst an Nansen wandten, und dieser empfahl als geeigneten Leiter seinen Freund und alten Gefährten; Sverdrup seinerseits war sofort bereit, von neuem nach Norden aufzubrechen. Als Grund giebt er nur an: „Ich kann nur sagen, daß ich mich über das ehrenvolle Anerbieten freute. Auf der Karte dort oben im Norden war noch Verschiedenes

weiß, auf das norwegische Färbe aufzusehen mir sicherlich Vergnügen machen würde.“ Diefem etwas kindlichen Grund entspricht es auch, wenn Eberdrup am Schlusse der Reise als sehr wesentlichen Resultat hervorhebt: „Ein Gebiet von nahezu dreihunderttausend Quadrat-Kilometer Ausdehnung war durchreist und im Namen des Königs von Norwegen in Besitz genommen worden“, als ob die nominelle Zuteilung jener Gebiete zu irgend einem Staate etwas bedeutete und niemals respektiert werden könnte, falls eine wirtschaftliche Folge damit verbunden wäre.

Als Reiseziel wurde in gemeinschaftlicher Beratung mit Ransen die Nordwestküste von Grönland genommen; dort sollte das Schiff durch den Smith-Sund, das Kane-Beden, den Kennedy-Kanal und den Robeson-Kanal so weit als möglich nach Norden vordringen, dort überwintern, und auf Schlittenreisen die Nord- und Nordostküste Grönlands erforscht werden.

Die Aufgabe, die die Expedition sich gestellt hatte, war durchaus nicht leicht. In jenen Gegenden war im Jahre 1881, als der Nordpol speziell zur Erforschung der magnetischen Verhältnisse mit einer großen Anzahl von Beobachtungsstationen umgeben wurde, eine amerikanische Station unter Greeley eingerichtet worden, von der aus Lovdod den vor Ransens Fahrt nördlichsten Punkt erreicht hatte, 83 Grad 24 Minuten nördlicher Breite. Diese Expedition hatte ein trauriges Schicksal; das Schiff kam in den nächsten Jahren nicht vom Eise los; überhaupt waren die Eisverhältnisse so ungünstig, daß auch die Hilfsexpedition nicht bis zu so hohen Breiten vordringen konnte. Greeley wanderte daher mit seiner Mannschaft in Schlitten und Booten südwärts und überwinterte bei Kap Sabine auf der Pim-Insel im Smith-Sund; hier erlag jedoch fast die gesamte Mannschaft dem Hungertod, und auch die sieben Ueberlebenden, von insgesamt sechsundzwanzig, wurden in völlig erschöpftem Zustande im Juni 1884 von einer Hilfsexpedition unter dem jetzigen Admiral Schlegel gefunden.

Eberdrup, dessen erstes Winterquartier in der Nähe von Greeleys letztem Lagerplatz lag, giebt ein ergreifendes Bild der Leiden jener Expedition. Aber er fügt hinzu: „Trotz alles Schrecklichen, was andre hier erlebt, fühlten wir uns im Grunde genommen sicher. Denn die Wissenschaft hat gesiegt; Kälte und Sturmburten werden uns nicht länger knechten, ebensowenig der Hunger. Ja, ich scheue mich nicht, zu sagen, daß solche Dinge sich nicht wiederholen dürfen und sich nicht zu wiederholen brauchen; geschieht es, so trägt der Führer die Schuld daran.“

Wir scheint in den letzten Worten ein wenig Ueberhebung des Glücklichen zu liegen. Eberdrups Expedition war auf höchstens drei Winter berechnet, doch sah er sich gezwungen, noch einen vierten Winter im hohen Norden zuzubringen, weil die „Fram“ nicht vom Eise loskam. Allerdings reichten die Vorräte der „Fram“ für fünf Jahre und wurden durch ergiebige Jagd im Frühjahr vermehrt. Aber wenn nun die „Fram“ auch in den nächsten Jahren vom Eise nicht hätte loskommen können, und wenn schließlich nicht nur der Proviant, sondern auch die Munition ausgegangen wäre, so hätten sich die schlimmsten Erlebnisse von Nordpolfahrern leicht wiederholen können. Auch sonst können tausend Zufälle trotz aller Vorsicht und Umsicht des Führers eine Expedition in die schlimmste Lage bringen. Dreimal brach auf der „Fram“ Feuer aus, wodurch leicht sämtliche Vorräte hätten vernichtet werden können; das eine Mal war große Gefahr vorhanden, daß zwei Pulverfässer explodierten und ein Behälter mit 200 Liter Spiritus Feuer fing. Was wäre dann wohl das Schicksal der Expedition gewesen! Und daß trotz aller Fortschritte der Wissenschaft Krankheitsfälle eine Expedition in die schlimmste Lage bringen können, ist ein Gedanke, der sich gerade Eberdrup doch deutlich aufdrängen mußte. Noch im ersten Winterquartier, im Juni 1899, starb nach kurzem Unwohlsein recht unermutet der Arzt der Expedition, Dr. Svendsen, ein noch junger, erst 33 Jahre alter Mann, und im Oktober desselben Jahres erlag ein noch jüngerer Mann, der erst 27 Jahre alte Heizer Brastkerud, den Folgen einer Erkältung, von welcher fast niemand an Bord verschont geblieben war. Da die gesamte Expedition, den Führer eingeschlossen, nur 16 Mann zählte, so können auch solche Verluste, namentlich wenn sie sich wiederholen, geradezu verhängnisvoll für das Schicksal der übrigen werden.

Ihr Ziel erreichte die Expedition insofern nicht, als es ihr nicht gelang, in das Kane-Beden einzudringen; Eberdrup sah sich der ungünstigen Eisverhältnisse halber genötigt, schon im August 1899 unter 78 Grad 46 Minuten nördlicher Breite eine günstig gelegene Stelle gegenüber der Pim-Insel zur Ueberwinterung aufzusuchen. Von hier wurde ein großer Teil des noch unbelasteten Ellesmeres-Landes, nördlich von Nord-Lincoln, auf Schlittenreisen durchforscht. Etwas weiter nördlich überwinterte die „Windward“, das Schiff der amerikanischen Expedition unter Peary, dem es in den nächsten Jahren glückte, durch den Kennedy-Kanal erheblich weiter nach Norden vorzudringen. Am 6. Oktober traf Peary bei einem Ausfluge un erwartet bei der „Fram“ ein; im März 1899 wurde von der „Fram“ aus ein Besuch bei Peary unternommen. Später trafen sich die Expeditionen nicht mehr; Peary gelang es, wie gesagt, weiter nach Norden zu kommen, während der „Fram“ ein Eindringen ins Kane-Beden auch im nächsten Jahre verjagt blieb. Eberdrup entschloß sich deshalb, wieder nach Süden zu dampfen und in den sich nach Westen erstreckenden Jones-Sund einzufahren. Der südliche Teil von Ellesmeresland, Nord-Lincoln, begrenzt diese breite Meeresstraße im Norden. Die westliche Erstreckung dieses Landes war noch in keiner Weise erforscht, sie bildete noch durchaus „Neues Land“, das näher

lernen zu lernen eine lohnende Aufgabe schien. Dorthin wurde also der Schauplatz der Expedition für die nächsten Jahre verlegt. Die Südküste des weiter westlich gelegenen Landes, dem Eberdrup zu Ehren des schwedisch-norwegischen Königs den Namen König Oscar-Land gab, zeigte tief ins Land sich erstreckende Fjords, in deren einem die „Fram“ ein geschütztes Winterquartier fand, unter 76 1/2 Grad nördl. Breite und 84 1/2 Grad westl. Länge.

Das Land ist nicht so unfruchtbar, wie man sich meist vorstellt. Ganze Herden von Polarochsen finden dort noch ihre Nahrung und bilden ein sehr geschätztes Wild für die Ausflügler. Schon bei der ersten Ueberwinterung war das Fleisch dieser Tiere, die noch bis über den 80. Breitengrad vorlommen, eine willkommene Bereicherung der Vorräte. Von irgend welchem Moschusgeschmack, der ihm der Tradition nach anhaften soll — das Tier heißt ja auch Moschusochse — war nach Eberdrups Aussage nicht das geringste zu spüren; ebenso zeigte die sehr kräftige Milch, die der Reutiermilch ähnelt und wie gute Sahne schmeckt, keine Spur eines Moschusbeigeschmacks.

Reutiere wurden in den vier Jahren des Aufenthalts in jenen Ländern nur ganz vereinzelt angetroffen; doch wurden häufig abgeworfene Geweihe und ältere Spuren von Reutieren gefunden. Vermutlich ist die Zahl der Reutiere durch den Polarwolf sehr herabgemindert worden, in früherer Zeit muß das Reutier hier viel zahlreicher gewesen sein. Auch alte, jetzt verlassene Ansiedelungen von Eskimos wurden im Lande getroffen.

Als die „Fram“ im Sommer 1900 vom Eise freikam, fuhr sie bis an das Ende des Jones-Sundes; westlich zeigte sich dem König Oscar-Land eine Insel, Nord-Reut, vorgelagert. Die „Fram“ fuhr zwar in das offene Meer nördlich hiervon hinein — Eberdrup taufte sie die Norweger-Bucht —, mußte zur Ueberwinterung aber in den Jones-Sund und einen der Fjords von König Oscar-Land zurückkehren, wo sie dann noch wider Willen ein weiteres Jahr festgehalten wurde, ehe sie die Heimreise antreten konnte. In diesen Jahren wurde dieses Land sowie die im Norden und Nordwesten der Norweger-Bucht gelegenen Landgebiete, große reich gegliederte Inseln, die nach den Veranstaltern der Expedition, Axel Heiberg, Amund Ringnes und E. E. Ringnes benannt wurden, in geographischer Hinsicht recht sorgfältig erforscht und durch Karten aufgenommen. Den nördlichsten Punkt erreichte Eberdrup auf einer Schlittenreise am 8. Mai 1902 auf einer kleinen Insel an der Nordwestspitze von Grant-Land, das nach Nordosten zu auf ihn den Eindruck machte, als bestände es ebenfalls aus vielen Inseln; dieser Punkt, den er „Lands-Lock“ nannte, liegt unter 81 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und 92 Grad westlicher Länge.

Was die Schilderung betrifft, die Eberdrup von der Reise im einzelnen giebt, so geht sie mit großer Breite und Ausführlichkeit auf jede kleine Einzelheit ein, so daß zuweilen der Eindruck entsteht, als käme es dem Verfasser darauf an, unter allen Umständen zwei dicke Bände zu füllen, selbst wenn Unwesentliches dabei erzählt würde. Das Wissenswerte und für den Geographen Notwendige aus den beiden Bänden läßt sich auf bedeutend kürzerem Raum zusammenfassen, und die Schilderung der einzelnen Jagdabenteuer ist nicht immer interessant und zuweilen etwas ermüdend.

Als Anhang sind dem Buche kurze Berichte über die geologischen, botanischen, zoologischen und meteorologischen Beobachtungen während der Expedition beigegeben, trodene Berichte der betreffenden Teilnehmer, die jedoch zur Beurteilung der entsprechenden Verhältnisse jener Länder von Wert sind.

Im ganzen ist die Expedition als eine wissenschaftlich ergebnisreiche zu bezeichnen; hat sie auch nicht Nord-Grönland erforscht, so hat sie dafür bisher unbekante und noch nie betretene Landgebiete von einer Ausdehnung, die der des Königreichs Preuzens fast gleichkommt, der Kenntnis erschlossen und das geographische Bild unserer Erde entsprechend erweitert. — Bt.

Kleines feuilleton.

e. s. Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum. Der Zweck der diesmaligen Ausstellung im Lichthof, die auch für den Abendbesuch geöffnet ist, ist, einen Ueberblick über das Porzellan des 18. Jahrhunderts zu geben. Aus den königlichen Schloßern, aus Privatbesitz, aus den Sammlungen der Porzellan-Manufakturen ist mit anerkannter Mühe viel zusammengeholt worden, was sonst verborgen bleibt. Die verschiedenen Fabriken — Nymphenburg, Meissen, Berlin, Ludwigsburg, Frankenthal, Sèvres, Höchst u. a. — sind in ihren verschiedenen Entwicklungen zu übersehen.

All das ist unbedingt zuzugeben. Und daß diese Ausstellung lehrreich ist, kann nicht bestritten werden. Doch wird sich das Interesse meist auf die Kreise der Sammler und Liebhaber beschränken.

Wohl mag für weitere Kreise die kulturelle Seite von Bedeutung sein. Man sieht in das Leben, die Anschauungen und Ideen der Leute des 18. Jahrhunderts mittelbar hinein, die diese Dinge verfertigten, liebten.

Einen unmittelbaren, künstlerischen Genuß möchte ich bestritten. Dieses Gebiet wird uns erst erstentlich durch historische Kenntnis und die Sammellust zaubert erst die Kunstfreude hervor, unterstützt und erhält sie.

Diese in allen Farben schillernden, gezierten Porzellanfigürchen — können sie uns noch direkt entzücken? Es ergeben sich allerlei Beziehungen und Anregungen für den kulturgeschichtlich geschulten Betrachter. Wer diese Zeit verstehen will, mag hieran nicht vorübergehen dürfen.

Etwas Barbarisch-Ungeschultes spricht für mich aus diesem ungelenten Pöppchen, die natürlich wirken wollen, deren Mienen verzerrt sind. Es mag schwierig sein, diese Töne so zu erreichen und das Material so zu bearbeiten. Aber bevor ich das hinnehme, frage ich doch erst, ob die Mühe lohnt, und ich vermisste hier die Notwendigkeit, den Stil. Ich kann mir viel schönere Muster vorstellen und in einigen einfachen Servicen, die in Kästen aufgebaut sind, gleich rechts am Eingang, kommt so etwas wie Stil ganz entfernt zum Ausdruck. Aber im Grunde komme ich nicht darum herum, daß es gräßlich aussieht, diese verschörfelten, geschweiften Service und Statuetten, die mit allen Farben leuchten — dabei muß man noch ihre Kleinheit bedenken, die die Schönheit noch erhöht, da die Fläche die Farben nicht verteilen kann! Und nicht nur Form und Farbe zerstreut und verwirrt und reizt die Einheit auseinander, zu all dem tritt noch der Glanz des Materials selbst, und schillernde Brillanz ist das Endergebnis.

Es mag merkwürdig sein, daß man es nach langen Versuchen erreichte, den Fleischton so fein wiederzugeben, und ein solches Mienenpiel auf den Gesichtern zu erreichen. Doch nun es erreicht wurde — wen interessiert's, wen freut's? Abgesehen von Sammlern und Liebhabern. Ich kann mir noch denken, daß diese Teller und Pöppchen in ihrer Umgebung, in die sie hineinpaßten, zum einheitlichen Ganzen mitwirken. Aber so — herausgerissen aus dem Zusammenhang — stehen sie gepreßt und doch ärmlich in der weiten Halle des Lichthofes. Man mag im einzelnen — giebt man die Voraussetzung, diesen Kunstzweig überhaupt, zu — manche Probe von Geschmack im Bewältigen der Schwierigkeiten erbliden, im ganzen bedeutet diese Kunst für mich den Gipfel des Unschmacks. Diese Figürchen erzählen mir von Unnatur und Geizigkeit, aus der sich zu befreien der Zeit hoffentlich immer mehr gelingen wird. An dieser Arbeit arbeiten wir ja alle. Diese Figürchen erinnern mich in ihrer armenigen Verzerrtheit und Affektion an die Puppen eines Kasperle-Theaters. Ja, ich finde diese natürlicher, daher erfreulicher.

Da tauchen all' die Schäferscenen auf, die in ihrer Monotonie uns doch wirklich nicht erfreuen können. Da werden auf einer kleinen Tasse Liebescenen dargestellt mit Verschwendung aller Farben und Schmürkel links und Schmürkel rechts. Du lieber Gott — ist das nicht stilllos im höchsten Grade? Wir können unsre Freude an dieser Zeit haben, aber müssen wir darum ihre mißlungenen Kunstübungen eines entgleisten Geschmacks anstaunen? Das wäre eine künstlerische Sinnlosigkeit sondergleichen. Was bei dieser Kunstübung herauskommt, halte ich für verschwendete Mühe und im schlechten Sinn für Museumskunst. Diese Kunst dient nicht dem Leben. Was sie predigt, führt ab von dem, was wir erstreben.

Ich bin überzeugt, daß wir späterhin das einsehen werden. Denn wenn wir bestrebt sind, die künstlerisch gebändigte Natur jedes Dinges organisch aus dem Material hervorzurufen zu lassen, so werden wir uns immer mehr von diesen Werken entfernen.

Diese Kunst redet nicht unmittelbar zu dem, der reinen Genuß künstlerischer Art sucht. Sie redet zu dem Kulturhistoriker, sie redet zu dem Sammler, zu dem Liebhaber.

Daß diese Stücke gerade einen hohen Kurs auf dem Kunstmarkt haben, thut nichts zur Sache. Man braucht nur den Auktionen beizuwohnen, da werden gerade für diese Pöppchen Unsummen gezahlt. Es ist Modesache und gerade auf dem Kunstauktionsmarkt spielt der Geschmack keine große Rolle, sondern die Rarität. Und die, die Unsummen zahlten, werden nicht zugeben wollen, daß sie es für ein künstlerisches Ünding thäten.

Man denke an ein schönes, freies Gemälde von Bödlin, an ein arabisches Ornament, eine japanische Stickerie oder Zeichnung — ich meine, die Differenz wird evident und viel mehr als Kulturgeschichte und Historie bleibt hier nicht übrig. Diese wirklich kulturellen Stilleinheiten schlagen diese Unnatur des Porzellans einfach tot.

Da hängen noch einige Teppiche von der Ausstellung der Gewebe und Stickerien, die dieser Ausstellung vorausging. Da war Kultur und Stil auf jedem Felde. Da redeten Zeiten, die bleibend waren als künstlerische Dokumente und Errungenschaften, und jede Historie war überflüssig. Und für die paar Teppiche, die da noch hängen, giebt man das ganze Porzellan. Wozu immer noch diese unentschiedenen Kompromisse, die uns immer nur noch mehr bestärken, verwirren? Und ich meine auch, da diese Ausstellungen dem weiteren Publikum dienen, werden dem Vorwärtsdringen einer natürlichen Kunstanschauung nur Hemmnisse in den Weg gelegt und die Entwicklung wird unnütz erschwert.

Für das weitere Publikum hat nur das Wert, was künstlerisch einwandfrei im höchsten und reinsten Sinne ist. Das „Lehrreiche“ trete in den Hintergrund. Der unmittelbaren Freude diene man.

Will man einen Vergleich im speziellen, so sehe man sich die Tenagrafiguren an oder die Kleinplastik der Japaner, dann wird man empfinden, wo Kunst ist und wo verschörfelte Kleinlichkeit. Was unsre Vorfahren schon fanden — es mag historisch gerechtfertigt sein, das zu erhalten, obgleich ich auch das beitreten möchte. Aber uns bindet doch nicht eine Geschmacksverirrung der Vergangenheit!

Dies halte nicht ab, diese Ausstellung zu besuchen. Im Gegenteil. Man prüfe und überlege, auf welcher Seite das Recht ist. Auch das negative Resultat ist ja belehrend. —

Technisches.

— Verwendungsfähigkeit der Ramie. Wir lesen in der „Technischen Rundschau“: Die jüngste Baumwollkrise hat den Beweis erbracht, daß die heutige Baumwollproduktion in den Händen nahezu eines einzigen Produktionslandes liegt, nämlich Nordamerikas, das volle 80 Proz. der konsumierten Baumwolle liefert. Diese Thatsache hat das Augenmerk der Textilwelt mehr als je auf die bisher sehr stiefmütterlich behandelte Ramie-Faser gelenkt, die bisher nur als ein Ersatz für Baumwolle betrachtet wurde, jedoch unter den obwaltenden Umständen ein gefährlicher Rivale der Baumwolle werden kann. Jedes Baumwoll-Fabrikat kann zum Beispiel durch Ramie nachgeahmt werden. Dagegen giebt es viele Ramiefabrikate, die für die Baumwolle unumkehrbar sind. Ramie ist eine Faser, deren Faserfestigkeit jene der Baumwolle, Zute, des Flachses, Hanfes, der Wolle und anderer Textilgrundstoffe um ein Bedeutendes übertrifft. Sie hat einen sehr langen Stengel mit auffälligem Glanz nach Art der Seide, so daß das Mercerisieren für sie in Wegfall kommt. Ein besonderer Vorzug liegt darin, daß sowohl Glanz wie Festigkeit der Faser durch andauerndes Waschen nicht beeinträchtigt werden. Die Pflanze ist der Industrie seit langer Zeit schon bekannt und steht unter anderm bei den Chinesen und Japanern in hohem Ansehen. Sie wächst in gemäßigten milden Klimaten und kann, vom botanischen Standpunkte betrachtet, sehr leicht kultiviert werden, wenn man auch in praktischer Hinsicht über die geeignetsten Anbaumethoden noch immer im unklaren ist. Obgleich eine gute Entfaserungsmaschine bis heute noch nicht besteht, hat doch die Erfahrung gelehrt, daß der Entfaserung der Ramie-pflanze keine Schwierigkeiten mehr erwachsen. Die Zeit scheint nicht fern, wo die Ramiepflanze den Vergleich mit dem Preise der Baumwolle, des Flachses und Hanfes erfolgreich wird aufnehmen können. Mit dem Flachs und der Baumwolle kann sie heute schon konkurrieren, falls der gegenwärtige hohe Preis für diese beiden Rohmaterialien sich auch fernerhin noch behauptet. Von vielen hervorragenden Fachleuten wird ihr daher eine große Zukunft prophezeit; und nicht mit Unrecht, wenn man bedenkt, daß in Zukunft viele Artikel, die bisher aus Flachs, Hanf oder Baumwolle erzeugt wurden, aus der weit widerstandsfähigeren Ramie hergestellt werden können. Das Verwendungsgebiet der Ramie ist überaus groß und es sei hier nur angeführt, daß z. B. französische Banknoten aus Ramie bestehen, und daß die Faser mit Vorliebe dort verwendet wird, wo es sich um Wahrung gewisser Handelsgeheimnisse handelt. Ein andres Absatzgebiet ist das Gasglühlicht und das Kohleladentlicht. —

Humoristisches.

— Streng geschäftlich. Braut (deren Verlöbniß vom Bräutigam rückgängig gemacht wurde): „Und somit gebe ich Ihnen auch die Briefe zurück, die Sie an mich gerichtet haben.“

Kaufmann: „Drauf' ich gar nicht; sie sind alle kopiert.“ —

— Unreell. „Sagen Sie mal, warum sieht man Sie nicht mehr in der Schulyschen Reithahn?“

„Warum? Der Mann hat mir zu unreelle Pferde. Jedesmal, wenn ich mir 'n Gaul auf zwei Stunden, bin ich in zehn Minuten wieder zurück.“ —

— Im Eifer. „Denken Sie, Frau Nachbarin, gestern kommt mein Mann um 5 Uhr in der Frühe total betrunken nach Hause! Dem hab' ich aber den Standpunkt klar gemacht! Das hätten Sie hören müssen! Na, Sie können sich denken, ich war einfach sprachlos.“ —
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Friederike Kempner ist auf ihrem Gute Friederikenthal bei Reichthal in Schlesien gestorben. Sie hat durch ihre Verse und Reime manchem eine Freude bereitet — gegen ihren Willen. Deshalb sei ihr auch hier eine lachende Thräne geweiht. —

— Die Sammlung der Berliner Literatur-Archivgesellschaft besteht jetzt aus rund 700 größeren Handschriften und 24 000 Briefen deutscher Gelehrter und Dichter. —

— Der Nordamerikanische Turnerbund hat das Preisausschreiben für ein Turnfestlied (nicht mehr als 300 Silben) erneuert. Ausgesetzt ist ein Preis von 50 Dollar. Letzter Einsendungsstermin ist der 1. Mai 1904. Die Adresse des Schriftwarts ist: Theodor Stempfel, Box 166, Indianapolis, Indiana. —

— Eine der nächsten Novitäten des Trianon-Theaters wird der dreiaktige Schwank „Gastons Hochzeit“ („La dame au commissaire“) von Victor de Cottons und Pierre Weber sein. —

— Eine Wagner-Statistik für das Jahr 1903 bringt die letzte Nummer der „Bayreuther Blätter“. Danach gab es auf den deutschen Bühnen in Europa 1406 Wagner-Abende (1902: 1339). „Lohengrin“ wurde 279 mal aufgeführt, „Tannhäuser“ 273 mal, „Holländer“ 181 mal, „Meistersinger“ 172 mal, „Walküre“ 138 mal, „Siegfried“ 114 mal, „Götterdämmerung“ 92 mal, „Ahnung“ 74 mal, „Tristan“ 60 mal und „Niemi“ 23 mal. —